GIULIA BECKER

DAS LEBEN IST EINS DER HÄRTESTEN

ROMAN

rororo

Das Leben ist eins der Härtesten

Roman

Silke Möhlenstedt hat die Notbremse gezogen. Vor 27 Jahren. Also, wirklich eine Notbremse, im Zug. Die Folgen: Scheidung, Jobverlust, finanzieller Schaden, zwei ausgeschlagene Schneidezähne beim Zugführer Rudi Paschkens. Einen Teil der Schadenersatzforderungen konnte sie sich in Sozialstunden umwandeln lassen, die Silke noch bis heute bei der Bahnhofsmission ableistet. Ihr Leben besteht seither zum größten Teil aus dem Leben anderer Leute: ihre freizügige Freundin Renate, der einzige Mensch, der nach der Katastrophe für sie da war, Taubenzüchter Willy-Martin, den sie in der Selbsthilfegruppe für aus Eigenverschulden in Not Geratene kennengerlernt hat, die greise Nachbarin Frau Goebel, der obdachlose Zippo. Als dann auch noch ihr verbitterter Ex-Mann versucht, sich wieder in Silkes Leben zu drängen, platzt ihr der Kragen. Frau Goebels Wunsch, noch einmal in ihrem Leben ins ostdeutsche Paradies Tropical Islands zu fahren, kommt ihr daher sehr gelegen …

Giulia Beckers wunderbar wunderliche Figuren bewegen sich in einer Welt, die zu viele Fallstricke legt und zu wenig Hauptgewinne zu verteilen hat. Sie verlieren viel, aber gewinnen einander, und welches Glück könnte größer sein?

Giulia Becker, geboren 1991, arbeitet im Autorenteam von Jan Böhmermann. Sie bricht seit Jahren immer mal wieder ihr Medien- und Literaturwissenschaftsstudium in Siegen ab, lebt und arbeitet stattdessen in Köln.

«Neverstopgirl.»
Ianina Ilitcheva, @blutundkaffee

Renate Gabor geht es schlecht. Vergangenen Freitag ist ihr Malteser-Mischling Mandarine Schatzi kopfüber in einer Punica-Flasche stecken geblieben und erstickt. Renate war für den Abend zum Sommerwendefest mit ihrer Zumba-Gruppe aus, und als sie zurückkam, war schon alles zu spät. Heute stand es in der Zeitung, für achtzig Euro hat sie eine Traueranzeige im *Detmolder Kurier* schalten lassen. Dort wurde Schatzi um 23.19 Uhr in der Tierarztpraxis Dr. Heidenoldendorf offiziell für tot erklärt, dort sollen die Leute von ihrem Tod erfahren. Seit Stunden sitzt Renate auf ihrer königsblauen Couchgarnitur und schaut auf das Foto in der Anzeige, Mandarine sieht darauf besonders bezaubernd aus. Sie trägt einen Bacardi-Hut.

«Mein abgöttisch geliebtes Herzstück *Mandarine Schatzi* ist über die Regenbogenbrücke gegangen. Für die Welt war sie nur irgendjemand, für mich war sie die Welt.»

Dicke Tränen vermischen sich mit der Druckerschwärze, Renate weint ohne Unterlass auf Seite zwölf: «Mandarine Schatzi, warum hast du mich verlassen? Mein Liebling, mein einziges Kind.» Renate hat eigentlich wirklich ein

Kind, einen Sohn, Thorsten, der kein Hund ist. Aber er ist schwul und eigensinnig und passt nicht in eine Handtasche, Renate findet ihn eher unpraktisch. Mandarine Schatzi konnte sie einfach überallhin mitnehmen.

Sie war so ein engelsgleiches Geschöpf, immer freundlich, immer aufgeweckt und stets dankbar. Im Gegensatz zu Thorsten hat sich Mandarine Schatzi nie beschwert. Sie hat auch nie wütend Türen geknallt, wenn Renate mal einen Mann mit nach Hause brachte. Auch nicht wenn einer der Männer plötzlich nicht mehr gehen wollte, sich als Dieter vorstellte und den Hobbykeller zu einem Wehrmachtsmuseum umdekorierte. Mandarine Schatzi ist immer an ihrer Seite geblieben. Thorsten dagegen ist weggezogen, über zweihundert Kilometer weit, zum Studieren. Renate weiß gar nicht, was er da macht, beim Studieren. Hat er ihr ja nie erzählt.

Einmal hat Thorsten eine Karte geschickt aus Kreta, die klebt an der Kühlschranktür. Kreta also, aha, hatte Renate gedacht und wollte urplötzlich auf eine Insel fahren, um Thorsten auch eine Karte zu schicken, um einen Anlass zu haben, sich mal wieder zu melden. Am Tag darauf reiste sie nach Helgoland, aus dem einfachen Grund, dass sie das mit einem zoll- und steuerfreien Einkauf verbinden konnte.

Auf Helgoland verbrachte sie den halben Tag mit Mandarine Schatzi in einer Parfümerie, probierte Lippenstifte und kaufte so viel Dolce & Gabbana Light

Blue, 100 ml, auf Vorrat, dass die Verkäuferin ihr beim Kassieren mit großem Bedauern mitteilte, dass Renate leider die Freigrenze überschritten habe und sie doch besser einige Fläschchen zurückstellen solle. Renate wusste nichts von einer Freigrenze und wurde laut, Wörter wie «Pissnelke» und «Inseläffchen» fielen. Kurzerhand wurde sie der Parfümerie verwiesen und musste zum Runterkommen erst mal schräg gegenüber in Pinkus Eiergrogstube einen Kurzen trinken, wo sie Achim kennenlernte. Der aß eine XL-Frikadelle mit Toast und Senf und erzählte, dass er schon seit über zehn Jahren einmal pro Monat rüber nach Helgoland fahre, für Zigaretten. Früher habe er weniger geraucht, aber damit es sich auch lohnt, sollte man schon so ein bis zwei Packungen pro Tag rauchen. Er gab Renate einen Eiergrog aus und schenkte Mandarine Schatzi ein Stück Frikadelle, sie konnten sich alle gut riechen. Später gab Renate Achim 430 Euro in bar, wovon er ihr noch mehr Dolce & Gabbana Light Blue, 100 ml, kaufte und für sich selbst eine Stange Marlboro, als kleines Dankeschön. Dann fuhren sie zusammen mit der Fähre zurück ans Festland, und auf dem Achterdeck der MS Helgoland kamen sich die beiden näher, aber das ist eine andere Geschichte. Die Postkarte für Thorsten hatte Renate im Eifer des Gefechts jedenfalls komplett vergessen.

Thorstens Karte hängt immer noch am Kühlschrank, seit drei Jahren schon oder länger, direkt neben den tollen Fotos von Mandarine Schatzi; auf dem einen isst sie Erdbeereis am Baggersee und auf dem anderen trägt sie den roten Weihnachtspullover und das blinkende Rentiergeweih. Hach, Mandarine.

Renate sitzt jetzt gekrümmt auf dem Flokati unter der Treppe, wo ihr Herzstück am liebsten lag. Früher hatte die Hündin sogar mit im Bett geschlafen, aber dann kam der Mustafa, und der hatte eine schlimme Tierhaarallergie. Wenn Mandarine Schatzi in der Nähe war, bekam er Keuchhusten mit grünem Auswurf. Deswegen musste die Hündin unter die Treppe verfrachtet werden, und das war so ein Theater. Mandarine Schatzi kam immer wieder zurück ins Bett, sie war ein Gewohnheitstier. Renate musste sie dann lange Zeit mit kleinen Knackwürstchen zu dem Flokati unter der Treppe locken. Es dauerte gut vier Wochen, bis Mandarine sich an ihr neues Plätzchen gewöhnt hatte, die Sache mit Mustafa war in der Zwischenzeit schon wieder vorbei, aber Renate wollte sich den ganzen Zirkus mit der Knackwurstfährte nicht noch mal antun. Auf dem Flokati unter der Treppe riecht es noch nach ihr, auch ihr Bacardi-Hut liegt noch dort. Es ist, als käme sie gleich um die Ecke gerannt.

Mandarine Schatzi war keine gewöhnliche Hündin. Renate hatte sie in Ungarn aus einer Tötungsstation

gerettet. Eigentlich wollte sie sich nur das Doppelkinn absaugen lassen, das kostet in Ungarn so gut wie gar nichts, da bekommt man fast noch Geld zurück, so unverschämt günstig ist das. Auf dem Weg zum Best-Western-Hotel in Budapest sah Renate dann die völlig verängstigte Mandarine Schatzi hinter einem Zaun kauern und war sofort schockverliebt; die großen Augen, das zerzauste Fell, die kleinen, dreckigen Pfoten. Sie hat nicht lang überlegt, ließ die Hündin impfen, waschen und föhnen, und beim Rückflug musste sie nicht mal Aufpreis zahlen für das zusätzliche Gepäckstück; Renates eigener Theorie zufolge, weil sie ja kein Doppelkinn mehr hatte und das genau aufging. Aber jetzt ist die Transportbox leer, und Mandarine Schatzi wird nie wieder darin liegen mit ihrer quietschgelben Rassel und dem Angstdurchfall.

Renate hat sich für eine Kristallbestattung entschieden. Dabei wird die Asche zu einem einzigartigen Kristall verarbeitet, in diesem Fall ein Traumfänger mit einem Ensemble von vier kleinen Kristallen. Den Traumfänger will sie direkt über der Couch anbringen. Wenn die Sonne sich dann ihren Weg durch die Window-Color-Diddlmäuse am Fenster ihres kleinen Reihenhauses bahnt, werden die Kristalle das Licht reflektieren und kleine Regenbögen auf die Wände projizieren, und wenn Renate die sieht, wird sie wissen, dass ihre Mandarine Schatzi tatsächlich über die Regenbogenbrücke gegangen ist.

Renate überlegt, Silke anzurufen und von Mandarine Schatzis Ableben zu erzählen, lässt es dann aber doch bleiben. Nach Silkes Abgang kürzlich nach dem Essen im Vapiano ist eindeutig sie am Zug, Renate wird ihr nicht hinterherrennen. Thorsten will garantiert nichts von Mandarine Schatzi wissen, er konnte die Hündin nie leiden und hat auch keinen Hehl daraus gemacht. Mit Juri herrscht momentan Funkstille, sie haben sich gestritten, weil Renate auf Facebook ihrem Exfreund Detlev eine Kettennachricht auf die Pinnwand gepostet hat. Juri hatte die automatisierte Übersetzung benutzt und nur die Worte GLÜCK und LIEBE verstanden, in Kombination mit den zwölf Rosen-Smileys am Ende der Nachricht kam ihm das verdächtig vor. Zu Frank hat sie auch keinen Kontakt mehr, der hat mit seinen täglichen Anrufen und den vielen SMS den Bogen überspannt, Manfred wohnt jetzt auf Lanzarote. Renata von der Aqua-Aerobic ist sauer, weil Renate so lang nicht mehr beim Training erschienen ist, obwohl die beiden eigentlich eine Fahrgemeinschaft bilden. Die Nummer von Willy-Martin hat sie nicht, seinen Nachnamen kennt sie auch nicht, und streng genommen ist er sowieso nur Silkes Freund. Renate fragt sich, wen sie noch anrufen könnte, aber ihr fällt kein Name ein. Da ist niemand mehr.

*

In der Bahnhofsmission Borken ist im Sommer viel zu tun. Es sind Schulferien, viele Kinder fahren allein mit dem Zug und müssen während des Umsteigens betreut werden. Silke malt mit ihnen Bilder und bastelt 3D-Pappdinosaurier für die Weiterfahrt. Basteln mag sie, die Kinder nicht immer. Ständig stellen sie übergriffige Fragen: Warum hast du keinen Mann? Hast du schon mal Sex gemacht? Magst du Spinat? Und so weiter. Silke ist dann froh, wenn der Anschlusszug einfährt und sie Kind und Pappdino in die Bahn verfrachten kann.

Ansonsten ist bei der Bahnhofsmission kein Tag wie der andere. Immer wieder werden Reisende angespült. Manche haben den letzten Zug verpasst und brauchen für die Nacht eine Herberge, manche haben überhaupt kein Zuhause und freuen sich über die Isomatte im Schlafsaal, andere kommen zum Duschen, Handyaufladen oder für eine warme Mahlzeit. Silke schmiert Brote, kocht Suppe und Kaffee und hört den Menschen zu; den einsamen, den nervösen, den fröhlichen, den überforderten. Ihren Geschichten von wütenden Exmännern, toten Kanarienvögeln und der geplanten Reise nach Usedom.

Silke ist immer für alle da.

*

Nach Feierabend flieht Willy-Martin in die Welt des Online-Kniffels. Früher hat ihn die Arbeit als Schlagpfleger im Taubenschlag entspannt, aber seit der Herr Graf die Tauben zu den weltbesten ihrer Art emporzüchten möchte, ist rein gar nichts mehr entspannt. Nicht mal Tauben dürfen einfach nur Tauben sein, denkt Willy-Martin.

Beim Online-Kniffel vergisst er seine Probleme, die Tauben, die Sache mit Priyanka B., Mutter Petra und den Hundeklumpen. Und manchmal sogar sich selbst, das ist dann am schönsten. Wenn er Online-Kniffel spielt, muss er nicht niesen. Willy-Martin muss immer niesen, wenn er nervös ist oder etwas Unerwartetes passiert oder wenn er peinlich berührt ist, also im Grunde genommen ziemlich oft, deswegen ist er am liebsten allein oder bei den Tauben, oder halt vor dem PC. Beim Online-Kniffel ist er niemandem etwas schuldig, er muss nur auf «Würfeln» klicken und eine richtige Entscheidung treffen, Full House oder Dreierpasch, Zwei bei Eins oder kleine Straße. Unter seinem Nicknamen HäuptlingRaimundo führt er die Bestenlisten der Monate Juni und Juli an, im Mai hat es leider nur zum dritten Platz gereicht. Auch jetzt ist Willy-Martin in einer sehr exzessiven Online-Kniffel-Phase. Nach der Arbeit rast er nach Hause, bestellt sich fast jeden Abend eine Pizza Hawaii, die er beim Kniffeln verschlingt, danach hüllt er sich und seinen Medion-PC in den dampfenden Qualm seiner E-Zigarette,

Geschmacksrichtung Multifrucht, und seufzt zufrieden. Natürlich ist es eine Flucht vor den Problemen, aber es gibt noch einen anderen entscheidenden Grund, der Willy-Martin Abend für Abend in die Tiefen des Internets zieht: DieKnochenbrecherin.

DieKnochenbrecherin ist genauso gefährlich, wie sie klingt, sie belegt Platz zwei der Bestenliste und ist damit Willy-Martins stärkste Gegnerin im Kniffel-Segment von www.spielaffe.de. An ihr beißt sich Willy-Martin jeden Tag aufs Neue virtuell die Zähne aus. Nach einigen abendfüllenden Duellen entdeckt er die Chat-Funktion, mit der man die Mitspieler während eines Duells direkt anschreiben kann. Anfangs traut er sich nicht. Was soll er auch schreiben, «Gut gewürfelt» oder «Toller Pasch»? Ein paar Tage und zwei Dosen Radler später entscheidet er sich für ein dezent höfliches «Guten Abend» und muss nicht lang auf eine Antwort warten. Sie schreiben hin und her, nebenbei kniffeln sie um die Wette, das Spiel wird schnell zur Nebensache. DieKnochenbrecherin heißt eigentlich Kerstin und kommt aus Leer in Ostfriesland, «da ist der Name Programm».

Jeden Abend um 19 Uhr sind Kerstin und Willy-Martin im Online-Kniffel-Chat verabredet, und er freut sich wie nie zuvor darauf, nach Hause zu kommen. Einige Wochen später kennen die zwei sich ziemlich gut, aber gesehen haben sie sich noch nie. Irgendwann macht Kerstin den

ersten Schritt und fragt Willy-Martin nach einem Foto von ihm. Er hat sich auf diese Frage vorbereitet. Schon einige Tage zuvor hatte er sicherheitshalber den Selbstauslöser seiner Digitalkamera für ein Foto genutzt, morgens vor der Arbeit, als er sich ungewöhnlich wohl fühlte und seine Haut besonders rein wirkte. Er trug sein kurzärmliges, blau-grau kariertes Sommerhemd, die braunen, frischgewaschenen Locken glänzten im Blitzlicht, seine Brille war einwandfrei geputzt. Er schickt Kerstin das Foto per E-Mail und wartet fünf schrecklich lange Minuten auf eine Antwort. In diesen fünf Minuten sieht Willy-Martin seine Felle schon davonschwimmen; Kerstin ist sicher eine anmutige Schönheit aus dem Norden, rothaarig, mit feinen Sommersprossen auf der blassen Nase, wahrscheinlich hat sie sich HäuptlingRaimundo ganz anders vorgestellt. Das Foto ist eigentlich auch nicht sehr vorteilhaft, jetzt, wo er sich’s genauer anschaut, absolut unvorteilhaft, bestimmt meldet sie sich nie wieder bei ihm, und auch Online-Kniffel werden sie nie wieder spielen. Um nicht niesen zu müssen, holt Willy-Martin sich ein kaltes Colabier aus dem Kühlschrank und starrt, große Schlucke trinkend, weiter auf sein E-Mail-Postfach.

Plötzlich macht es PLING, eine neue Nachricht, mit Anhang sogar. Kerstin ist bei ihm geblieben, Kerstin, oh du gute Kerstin! Er atmet tief durch, stellt das Colabier auf dem PC-Tisch ab und öffnet zitternd die Mail. Sofort kracht

ihm ein riesiges Foto entgegen. Kerstin ist wunderschön, sie ist in Willy-Martins Alter, hat gebräunte Haut und schwarze kurze Haare. Auf dem Foto trägt sie einen schwarz-weiß gestreiften Strick-Pullover und sitzt auf einer orangenen Ledergarnitur, in der Hand ein großes, angebissenes Stück Salami. Sie schaut zur Seite und lacht ausgelassen, irgendetwas Erheiterndes scheint während dieser Momentaufnahme passiert zu sein. In der Nachricht unter dem Foto fragt Kerstin Willy-Martin, ob er mal Lust auf Telefonieren hätte, gleich dahinter steht ihre Festnetztelefonnummer.

Willy-Martin ist überwältigt. Da passt ja wirklich alles. Kerstin weiß, wie Willy-Martin aussieht und ist weiterhin an ihm interessiert. Sie isst gerne Salami und nutzt, wie er, auch noch ein Festnetztelefon. Er muss verschnaufen. Vielleicht ist es passiert. Es hat länger gedauert als bei anderen Männern, aber vielleicht hat Willy-Martin jetzt jemanden gefunden.

*

Chef der Bahnhofsmission Borken ist seit knapp einem Jahr Herr Marquardt, ein alleinstehender, vierzigjähriger Hardcore-Freichrist mit daumendicken Brillengläsern. Bevor er zur Bahnhofsmission kam, war er als freiberuflicher Unternehmensberater tätig, hauptsächlich

im Bereich Industriemechanik. Er wurde von großen Firmen engagiert, um Mitarbeitern in Einzelgesprächen Fragen zu stellen wie «Wo geht deine Reise hin?» oder «Wie kannst du deine Stärken optimal für DEIN Unternehmen nutzen?», ein gut bezahlter Job, der Marquardt aber schnell zu monoton wurde. Er wollte mehr, eine neue Challenge, aus nichts etwas Großes schaffen; der freie Posten in der Bahnhofsmission vor zwei Jahren kam ihm da gerade recht. Er will nun das Image der Bahnhofsmission mit aller Kraft «clean» halten. Die Obdachlosen sollen nicht in der Überzahl sein, das schrecke andere Gäste ab, man solle erst gar keine Bindung zu ihnen aufbauen und ihnen nur das Mindestmaß an Nettigkeit entgegenbringen, dann würden sie auch nicht mehr so oft kommen, versuchte Marquardt seinen Mitarbeitern einzubläuen. Wenn Herr Marquardt hinter dem Tresen der Essensausgabe steht, ungefähr einmal pro Woche, dann teilt er Speisen und Getränke in zwei Kategorien ein. Kategorie eins, für Gäste: saisonale Suppe mit zwei Scheiben Brot, dazu ein Apfel, auf Wunsch eine Brezel mit Butter, plus heißer Tee mit Zucker, Sprudelwasser oder trüber Apfelsaft. Kategorie zwei, für Obdachlose: eine Scheibe Brot, keine Brezel, ein kleiner und/oder beschädigter Apfel. Plus Leitungswasser oder Tee ohne Zucker. So könne man sparen und gleichzeitig dafür

sorgen, dass sich «die falschen Leute nicht zu wohl fühlen».

Herr Marquardt ist nicht nur Chef, sondern gleichzeitig auch der unbeliebteste Mitarbeiter der Mission. Er versucht hartnäckig, aus dem eigentlichen Ort der Nächstenliebe eine seelenlose Relax-Zone für den gehobenen Mittelstand zu errichten. Sein Ziel ist es, mehr junge Leute anzulocken, Studierende, die vorbeikommen, um ihre Infused-Water-Flaschen aufzufüllen, mal eben was zu googeln oder einen Powernap auf dem Massagesessel zu machen. «Das muffige Image der Suppenküche muss weg!», ruft er, wenn er mal wieder eine Eichenholzbank klein schlägt und durch einen nagelneuen Vintage-Loungesessel ersetzt. Seine Inspiration holt er sich «direkt aus der Großstadt», also aus Essen. Jede Woche verbringt er dort mindestens einmal einen Nachmittag am Hauptbahnhof und schreibt auf, was dort besser läuft als in Borken. Er setzt sich einen Filzhut auf und verbringt inkognito Stunden in der hiesigen Bahnhofsmission, laut seinen Angaben sind die da «ihrer Zeit weit voraus, es gibt sogar Tablets an jedem Tisch!» Weitere Anregungen findet er bei Starbucks und McCafé: «Das ist urban, das zieht die Leute an, da werden auch mal MacBooks aufgeklappt.»

Seit 2012 spendet der Bahnhof Borken die Einnahmen der Kofferschließfächer – vier Euro für zwei Stunden, sieben Euro für vierundzwanzig Stunden – an die

Bahnhofsmission, in einem Jahr ist so ein Erlös von 23800 Euro zusammengekommen. Anstatt die Gelder für eine dringend notwendige Sanierung der Missionsküche zu nutzen, zahlte Marquardt einem bärtigen Barista-Schwaben den Preis eines Kleinwagens dafür, dass er der Belegschaft der Bahnhofsmission zeigte, wie man ein Palmenblatt aus Schaum auf einen Karamell-Macchiato träufelt. Der Rest des Geldes floss in eine Siebträgerkaffeemaschine und neue Arbeitskleidung. Zusätzlich zu der vorgeschriebenen blauen Bahnhofsmissionsweste mussten nun alle Schwarz tragen: die Frauen schwarze Jeans und Bluse, die Männer schwarze Leinenhose und Sweatshirt, dazu weiße Adidas-Schuhe mit schwarzen Streifen. «Wir sollten uns als eine Art Concept Store begreifen», hatte Marquardt den neuen Dresscode verteidigt. «Das ist business casual, das spricht die Leute an, holt sie ab. Vor allem die richtigen.» Das Know-how für seine Unternehmensführung zieht Marquardt sich nach eigenen Angaben aus Business-Podcasts von Smart Entrepeneurs, die das «richtige Erfolgs-Mindset» an den Tag legen, um ein Unternehmen nach vorne zu bringen.

«Im Valley ist das gang und gäbe», referierte er, während er einen Kickertisch für den Teamaufenthaltsraum bestellte.

«Aber Herr Marquardt, in dem Zimmer ist kein Platz mehr», warf Silke damals ein. «Da stapeln sich die Ordner, und es reicht gerade so, dass alle sitzen können.»

«Wir sind ja auch nicht zum Sitzen hier!», war seine Antwort.

Marquardt ist ehrgeizig, in seinen Augen glüht eine Vision. Er spürt, dass er der Auserkorene ist, derjenige, der das Konzept «Bahnhofsmission» revolutioniert, neu denkt. Ein Vorreiter, ein Pionier, der Messias des Bahnhofsozialdienstes. Sein neuestes Unterfangen ist die selbstreinigende Klobrille. Mit dieser Anschaffung setzt er die Weichen für ein «einmaliges Toilettenerlebnis» oder, wie er es scherzhaft nennt, «eine Geschäftsreise». Immer wenn er das sagt, muss er laut über seinen eigenen Witz lachen, dabei kneift er die Lider zu kleinen Schlitzen zusammen, und in seinen Mundwinkeln sammeln sich kleine Bläschen aus Speichel, die fröhlich vor sich hin platzen.

Um die Kosten für die selbstreinigende Klobrille wieder reinzukriegen, veranschlagte Marquardt eine Nutzungsgebühr von fünfzig Cent, Angestellten gewährt er einen Rabatt von dreißig Prozent. Er selbst zahlt jedes Mal fünfzig Cent, um mit gutem Beispiel voranzugehen. Alle anderen weigern sich, bei jedem Toilettengang Geld in das dafür vorgesehene goldene Sparschwein zu werfen. Das Schwein bleibt leer, die Fünfzig-Cent-Stücke von Herr

Marquardt liegen einsam auf dem Boden des Schweinebauchs. Einmal pro Monat leert er die Dose, zieht die Augenbrauen hoch, lässt eine traurige Menge an Münzen auf den Tisch fallen und sagt Sachen wie: «Na, da haben aber Leute eine ganz schön starke Blase», oder: «Ich bin wohl der Einzige hier, der noch Anstand hat», und dampft beleidigt in den Teamaufenthaltsraum ab, um sich am Kickertisch abzureagieren.

*

1991: Die Fahrt will kein Ende nehmen. Die Sommerhitze im Regionalexpress schnürt Silke den Hals zu, die Fenster lassen sich nicht öffnen, und es gibt noch nicht mal eine Klimaanlage, die man verfluchen könnte, weil sie kaputt ist. Im Zug herrscht gähnende Leere. Silke erscheint es, als würde der Zugführer nur für sie fahren, als hätte er, wenn sie nicht in letzter Sekunde zugestiegen wäre, hitzefrei wie alle anderen. Sofort beschleicht sie ein schlechtes Gewissen. Ob es vorne im Führerstand auch so heiß ist wie hier hinten? Vielleicht hat der Zugführer eine Herzkrankheit, und ihm wurde vor kurzem ein Bypass gelegt. Wahrscheinlich ist er gerade erst von der Reha zurückgekommen und kann die Hitze gar nicht vertragen.

Sie fingert eine Packung Taschentücher aus ihrer Hosentasche und tupft sich den Schweiß von den

Augenbrauen. Eigentlich säße sie jetzt im klimatisierten Büro, den trockenen Wind des kleinen Tischventilators im Gesicht, den sie bei der Tombola der letzten Firmenfeier gewonnen hat. Das Los Nummer vierzehn erhielt einen nagelneuen VHS-Rekorder, Silke hatte die Nummer fünfzehn und bekam den kleinen, batteriebetriebenen Plastikventilator in die Hand gedrückt, nicht ohne einen mitleidigen Blick von Gabi aus der Buchhaltung.

Es war wie so oft in Silkes Leben: kein Hauptgewinn für sie, aber auch keine Niete. Immer genau so viel, dass man dankbar sein musste, aber nie genug, um Freudensprünge zu machen.

*

Silke räumt die Spülmaschine aus, wieder ein, schaltet sie an, danach das Gleiche von vorn. Zippo sitzt da und schweigt, ganze drei Spülgänge lang. Draußen dämmert es schon, in einer guten Stunde hat Silke Feierabend.

In der Bahnhofsmission herrschte heute reger Betrieb, die selbstreinigende Toilette und die gute Kaffeemaschine haben sich rumgesprochen. Marquardts Konzept geht auf, und inzwischen kommen auch Menschen in die Mission, die in keiner wirklichen Notlage stecken. Die Leute wollen einen leckeren, kostenlosen Karamell-Frappuccino trinken,

fragen sogar nach Eiswürfeln und To-go-Bechern. Aber Silke will sich nicht darüber aufregen.

Zippo rührt seinen Kaffee nicht an und knetet auf dem Zuckertütchen rum.

«Keinen Durst?», fragt Silke.

«Hmm», brummt Zippo.

«Was ist dir denn über die Leber gelaufen? Der Marquardt ist doch noch gar nicht da!»

«Bin nicht so in der Stimmung zum Reden.»

Silke legt ihm ein Hanuta neben den kalten Kaffee.

Zippo ist Stammgast in der Bahnhofsmission, ein schlaksiger Zweimetermann mit tellergroßen Händen und langem aschblonden Haar, gelernter Energieelektroniker (Fachrichtung Anlagentechnik), seit acht Jahren obdachlos. Er hat lange Zeit Pfandflaschen gesammelt, aber die Konkurrenz am Bahnhof wurde zu groß, als die Leute anfingen, die Flaschen neben die Mülltonnen zu stellen, statt sie hineinzuwerfen. Das Sammeln wurde zwar einfacher und vor allem ungefährlicher, das Klima unter den Pfandsammelnden aber dadurch auch zunehmend aggressiver. Irgendwann geriet Zippo dann in einen heftigen Streit mit Spezi-Bärbel, der selbsternannten Pfand-Regentin von Borken und Umgebung.

Spezi-Bärbel ist in der Stadt bekannt wie ein bunter Hund; sie ist nicht obdachlos, sondern bessert sich mit dem Pfand ihre Rente auf. Sieben Tage die Woche fährt sie im

Schneckentempo mit ihrem Tretroller die Straßen ab, die Leute kennen und grüßen sie und werfen ihr mit einem freundlichen Nicken das Leergut in die großen IKEA-Tüten an ihrem Lenker. Spezi-Bärbel geht immer stark gebückt. Wie sie erzählt, hat sie sich in den achtziger Jahren mal einen Wirbel gebrochen, als sie im Alleingang einen Trinkwasserbrunnen in Ruanda gebaut hat. Wenn Spezi-Bärbel den Leuten auf der Straße diese Geschichte erzählt – und das tut sie oft –, nicken alle mitleidig und trinken dann ihre 1,5-Liter-Flasche Sprite hastig und in einem Zug leer, um der armen, selbstlosen Frau zumindest 25 Cent mitgeben zu können.

Aber Zippo hat die Masche von Spezi-Bärbel durchschaut. Als er im letzten Sommer ein Mittagsschläfchen auf der kleinen Wiese am Bahnhofsvorplatz halten wollte, wurde er unfreiwillig Zeuge eines unschönen Zwischenfalls: Spezi-Bärbel war unterwegs zum Bus, wie immer, wenn die vollen IKEA-Tüten zu schwer geworden waren. Die Türen des Busses waren schon im Begriff zu schließen, als Bärbel aus der Bahnhofshalle angerollt kam, durch die prallgefüllten Taschen an ihrem Lenkrad konnte sie nur bedingt beschleunigen. Sie gab der Busfahrerin auffällige Handzeichen und rief über den gesamten Platz: «Stopp! Halt!», dabei flogen schon die ersten Pfandflaschen zu Boden. Die Busfahrerin bemerkte Spezi-Bärbel aber nicht,

warf unbeirrt den Motor an. Zippo, der nicht weit entfernt lag, konnte sehen, wie auf Bärbels Gesicht erst Panik, dann Wut aufflackerte. Sie schaute nach links und rechts und schien sich unbeobachtet zu fühlen, denn plötzlich warf sie sich blitzschnell die zwei vollen Tüten über die Schultern, klappte den Tretroller mit einer routinierten Bewegung zusammen und rannte in einer beachtlichen Geschwindigkeit in Richtung Bus – mit geradem Rücken. Die Busfahrerin ging voll in die Eisen, Spezi-Bärbel hatte es geschafft.

Zippo konnte nicht glauben, was er da gesehen hatte. Spezi-Bärbel war eine Simulantin. Sie war eigentlich topfit und spielte die Krankheitskarte nur aus, um noch mehr Pfand einzusacken. Er hob die auf den Boden gefallenen Flaschen kopfschüttelnd auf und kaufte sich vom Erlös die Angelfachzeitschrift *Fisch und Fang.*

Als er ein paar Tage später Spezi-Bärbel in einem stehenden Regionalexpress über den Weg lief, wollte sie ihm eine Prosecco-Dose aus der Hand reißen, die er gerade aus einem Mülleimer gefischt hatte. «Das hier ist mein Gebiet!», fauchte sie, und Zippo war der Kragen geplatzt. Er riss die Dose wieder an sich, drohte damit, allen zu erzählen, dass sie eigentlich gesund sei und ihr Leiden nur vortäusche. Spezi-Bärbel drohte daraufhin, sie werde gleich «Tattoo-Carsten holen», der habe einen Listenhund. Der Streit schaukelte sich hoch und endete schließlich